KARL-HEINZ
MENKE

Inkarnation

DAS ENDE ALLER WEGE GOTTES

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Inkarnation
Das Ende aller Wege Gottes

KARL-HEINZ
MENKE

Inkarnation

DAS ENDE ALLER WEGE GOTTES

VERLAG FRIEDRICH PUSTET
REGENSBURG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2021 Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Gutenbergstraße 8 | 93051 Regensburg
Tel. 0941/920220 | verlag@pustet.de

ISBN 978-3-7917-3289-3
Umschlaggestaltung: www.martinveicht.de
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2021

eISBN 978-3-7917-7371-1 (pdf)

Unser gesamtes Programm finden Sie im Webshop unter
www.verlag-pustet.de

Dem Pfarrer
der Bonner Gemeinde St. Maria Magdalena,
Alfons Adelkamp,
in Verehrung und Dankbarkeit
gewidmet

INHALT

Vorwort 11

Einführung 17

A. DIE OFFENBARKEIT GOTTES ALS DER MENSCH JESUS

1. Der „Ich-bin-der-‚Ich-bin-da'" 24
   a) Die Frage nach dem Namen Gottes 25
   b) JHWH – El bzw. Elohim – JESUS 27
   c) Seine Einzigkeit 29

2. JESUS als Offenbarkeit JHWHs 31
   a) Jesus als Maßstab der Tora 32
   b) Jesus als ‚shekinah' Gottes 34

3. Die unvergleichliche Einzigkeit Jesu 37
   a) Sohn *Gottes* und Adoptivsohn *Josefs* 38
   b) Vor aller Schöpfung 40

B. DIE FRAGE NACH DEM ‚WOHER' JESU

1. Mythos wird Wirklichkeit 45
   a) Die Untrennbarkeit der Bedeutung vom Faktum der Inkarnation 47
   b) Der Logos alles Seienden: „Fleisch geworden" 48

2. Das historische Faktum der Inkarnation 49
   a) Eingezeichnet in die Geschichte Israels 51
   b) Erklärt und verstanden durch Israels verschriftlichte Erinnerung 52

3. Geboren aus der Jungfrau Maria 55
   a) Symptom der Leib- und Sexualfeindlichkeit des Christentums? 55
   b) Unvereinbar mit der naturwissenschaftlich argumentierenden Vernunft? 57

C. ALS WAHRER MENSCH GÖTTLICHE PERSON

1. Die Revolutionierung der griechischen Ontologie 60
a) Das Höchste als das Konkrete 60
b) Höchste Einheit als Dreiheit 62

2. Die Revolutionierung der griechisch-römischen Anthropologie 67
a) Die Termini *prosopon*, *hypostasis* und *persona* 67
b) Der jüdisch-christliche Personbegriff 68

3. Die Person des innertrinitarischen Sohnes *als* wahrer Mensch 70
a) Das Höchstmaß menschlicher Freiheit, oder: Die Sündlosigkeit Jesu 70
b) Das Höchstmaß menschlicher Liebe, oder: Die Feindesliebe des Gekreuzigten 71
c) Das Antlitz der Inkarnation 77
d) Christsein, oder: Eingestaltung in die Inkarnation des Sohnes 81

D. DIE EREIGNISSE VON BETHLEHEM UND GOLGOTHA

1. Das ‚Warum' der Inkarnation 93
a) Das Inkarnationsmotiv ‚Solidarität' 93
b) Das Inkarnationsmotiv der universal gewordenen Sünde 95

2. Das Phänomen ‚Sünde' 98
a) Die schöpfungstheologischen Voraussetzungen der Freiheit des Menschen 98
b) Der Preis der Freiheit, oder: Das *malum physicum* und das *malum morale* 102
c) Die ‚Sheol' der Sünde 109

3. Der ‚Bundes-Gott': Gebunden an die einmal geschenkte Freiheit 114
a) Heilendes und verklärendes ‚Bundes-Handeln' 115
b) Abgestiegen bis in die ‚Sheol' 123

E. DAS OSTEREREIGNIS

1. Was eigentlich feiern Christen an ihrem höchsten Festtag? ... 131
   a) Die Verheißung eines Lebens nach dem Tod? ... 132
   b) Den Triumph der Allmacht des Vaters über die Ohnmacht des Sohnes? ... 137
   c) Die Bestätigung von Wort und Werk Jesu durch den Vater? 141

2. Ostern, oder: Unsere Eingestaltung in den Leib des Auferstandenen ... 142
   a) Der Leib des Auferstandenen ... 143
   b) Der Leib, der durch den Tod nicht zerstört wird ... 146
   c) Auferstehung im Tod? ... 149

3. Auferstehung und Gericht ... 151
   a) Der verweigerte oder ersehnte oder schon gewonnene Himmel ... 152
   b) Liebe, die unendlich lange wartet ... 155

4. Auferstehung und Vollendung ... 175
   a) Christus – nicht nur in allen, sondern auch in allem? ... 175
   b) Die Bedeutung des Festes ‚Christi Himmelfahrt' ... 183
   c) Die Bedeutung des Pfingstfestes ... 187

F. DIE KIRCHE: GRÜNDUNG CHRISTI UND/ODER GEISTGESCHÖPF?

1. Desinkarnierte Ekklesiologie ... 199
   a) Markion und Joachim von Fiore ... 200
   b) Geistvergessenheit? ... 203
   c) Eine protestantische Tendenz ... 210

2. Das inkarnatorische Prinzip, oder: Die Untrennbarkeit der Kirche von Christus ... 222
   a) Gott braucht ein Volk, oder: Israel und die Kirche ... 222
   b) Personale Christus-Repräsentation, oder: Die Zwölf und ihre ‚Nachfolger' ... 227

3. Eucharistische Ekklesiologie ... 231
   a) ‚Ekklesia', oder: Das Volk Gottes vom Leib Christi her ... 231
   b) Das Verhältnis von Eucharistieversammlung, Ortskirche und Universalkirche ... 234

c) Das ‚Plus' der sakramentalen gegenüber jeder nichtsakramentalen Kommunikation mit Christus 239

G. DIE SAKRAMENTALITÄT DES CHRISTSEINS

1. Die inkarnatorische Offenbarkeit Gottes 245
   a) Idolatrie, Grapholatrie und Inkarnation 245
   b) Die Übersetzung der vertikalen Inkarnation des Christusereignisses in die horizontale Inkarnation christlicher Existenz 250
   c) Helen Keller, oder: Wenn der Logos eindringt in die Blindheit einer Taubstummen 254

2. Das Verstehen der Inkarnation 256
   a) Die Untrennbarkeit der Ursakramentalität Christi von der Grundsakramentalität der Kirche 256
   b) Die ‚Sym-bolizität' und die ‚Kat'holizität' des Christus-Verstehens 265

3. Gelebte Inkarnation, oder: Jenseits von Verinnerlichung und Veräußerlichung 270
   a) Martin Luther, oder: Die Verinnerlichung des Christusereignisses 271
   b) Ignatius von Loyola, oder: Die Verleiblichung des Christusereignisses 278
   c) Inkarnierte Heiligkeit 284

4. Inkarnationslogische Kontroversen 288
   a) Entsakralisierung und Säkularisierung – Konsequenzen der Inkarnation? 289
   b) Christus-Bild (Ikone) und Ikonoklasmus 299
   c) Ärgerlich konkret: Die den Männern vorbehaltene Repräsentation des gründenden, leitenden und richtenden ‚Voraus' Christi gegenüber der Kirche 311

Schlusswort 325

Literaturverzeichnis 333

Personenregister 359

VORWORT

Der Begriff ‚Inkarnation' bezeichnet die Mitte des Christentums. Aber wie so viele andere Begriffe, wird auch dieser von vielfältigen Interessen missbraucht. Da sind zum Beispiel die Verfechter einer Inkarnation durch Anpassung. Sie geben dem Druck der statistischen Mehrheit nach, nennen dieses Nachgeben ‚Vermenschlichung' und empfehlen der Kirche die entsprechende ‚Modernisierung'. Henri de Lubac bemerkt zu diesem Missverständnis: Als Petrus und Paulus „nach Rom kamen, fragten sie nicht, welchen Ersatz für das Amphitheater sie der heidnischen Masse anbieten könnten"[1]; im Gegenteil: Sie verkündeten das Paradox, dass sein Leben gewinnt, wer es verschenkt; und dass sein Leben verliert, wer es festhält. Heilige inkarnieren die Wahrheit durch Nonkonformismus.[2]

Nicht wenige Zeitgenossen verstehen unter einem ‚inkarnierten Christentum' die ‚Bekehrung zum Diesseits'. Christen sollen nicht länger nach oben, sondern nach unten schauen; die Nächstenliebe als Gottesliebe und die Politik als Gottesdienst verstehen lernen. Daran ist wie an allem Gutgemeinten auch etwas Richtiges. Denn ein Christentum, das sich dem Antlitz der Armen entzieht und stattdessen Credo-Formeln traktiert, ist ein platonisches Christentum.[3] Aber wahr ist ebenfalls: Ein Christentum, das den Armen Brot gibt, ohne ihnen den Leib Christi zu reichen, greift zu kurz. Christentum, das in der Welt aufgeht[4], hat nicht verstanden, dass Christus die Brücke der Menschheit zum Vater ist.

---

1 Henri de Lubac, Glaubensparadoxe (Kriterien 28), Einsiedeln/Freiburg [2]2005, 34.

2 Vgl. ebd., 22–26.

3 Dazu lesenswert: Kurt Koch, Gottlosigkeit oder Vergötterung der Welt? Sakramentale Gotteserfahrungen in Kirche und Gesellschaft, Zürich 1992.

4 Dazu lesenswert: Ida Friederike Görres, Im Winter wächst das Brot (Kriterien 19), Einsiedeln [7]1970; Alexander Kissler, Der aufgeklärte Gott. Wie die Religion zur Vernunft kam, München 2008.

Platonische Vergeistigung hebt alles Irdische, Leibliche und Fleischliche auf ins Geistige. Christliche Vergeistigung hingegen ist *nicht Aufhebung, sondern Vollendung* des Geschaffenen, des Leiblichen und Endlichen. Wenn Paulus den Korinthern schreibt, dass der Herr *als wahrer Mensch* „der Geist ist" (2 Kor 3,17), dann stellt er sich gegen die platonisch denkenden Gnostiker, die Jesu Seele und Geist als das Eigentliche und sein Menschsein als das Uneigentliche betrachten. Das Geschöpf-, das Mensch- und Fleischsein Jesu ist *als solches* die Offenbarkeit und nicht die Verkleidung Gottes. Joseph Ratzinger, dessen großer Theologie die folgenden Ausführungen viel verdanken, hat diesen Sachverhalt unnachahmlich klar in folgende Worte gefasst: „Das Besondere des Christlichen besteht darin, dass die christliche Vergeistigung zugleich eine Inkarnation ist. […] Dadurch unterscheidet sie sich von allen Vergeistigungen philosophischer oder bloß mystischer Art. […] Vergeistigen heißt christlich inkarnieren, aber Inkarnation heißt vergeistigen, die Dinge der Welt dem kommenden Christus zuführen, sie vorbereiten auf ihre Zukunftsgestalt hin und damit die Zukunft Gottes in der Welt vorbereiten. Beim heiligen Irenäus findet sich der schöne Gedanke[5], der Sinn der Inkarnation sei gewesen, dass der Geist – der Heilige Geist – sich in Jesus gleichsam an das Fleisch gewöhne. Dies umkehrend könnte man sagen: Der Sinn der weitergehenden Inkarnation kann nur sein, nun umgekehrt das Fleisch an den Geist, an Gott zu gewöhnen, es geistfähig zu machen und so seine Zukunft zu bereiten."[6]

„Leiblichkeit ist das Ende aller Werke Gottes"[7], lautet eine oft zitierte Sentenz des protestantischen Theologen Friedrich Christoph Oetinger

5 „Fructus autem operis Spiritus est carnis salus. Quis autem alius apparens fructus eius est qui non apparet Spiritus, quam maturam efficere carnem et capacem incorruptelae?" – „Die Frucht der Arbeit des Geistes aber ist das Heil des Fleisches. Was ist nämlich die sichtbare Frucht des unsichtbaren Geistes anderes, als das Fleisch reif und aufnahmebereit für die Unvergänglichkeit zu machen?" (Irenaeus, haer. V, 12,4, in: FC 8/5, 100 f.).

6 Joseph Ratzinger, Gesammelte Schriften, Bd. XI. Theologie der Liturgie. Die sakramentale Begründung christlicher Existenz, Freiburg 2008, 459 f.

7 Friedrich Christoph Oetinger, Biblisches Wörterbuch, neu hg. u. erläutert v. Julius Hamberger, Stuttgart 1852, 315. – Dazu: Walter Nigg, Friedrich Christoph Oetinger, in: Ders., Heimliche Weisheit. Mystisches Leben in der evangelischen Christenheit, Zürich/München [2]1987, 317–341; 337.

(1702–1782). Er wollte damit ausdrücken, dass Christus nicht schon durch Begriffe oder bloße Nachahmung verstanden wird, sondern erst durch die Eingestaltung der Christen in IHN. In Anlehnung an Oetinger habe ich meine Überlegungen zum Thema ‚Inkarnation' mit dem Untertitel „Das Ende aller Wege Gottes" versehen. Gemeint ist Beides: das Ankommen Gottes im Fleisch und – davon untrennbar – das Ankommen des Fleisches bei Gott. Denn: „Das ist *das* Paradox des Christentums, dass in der demütigen Abstiegsbewegung Gottes die sehnsüchtige Aufstiegsbewegung der Kreatur selbst vollendet wird."[8]

Die folgenden sieben Kapitel sind eine Auslegung des Inkarnationsereignisses. Denn wer verstehen will, was Christen glauben, muss verstanden haben, was das unwiederholbare, die gesamte Schöpfung und deren Geschichte bestimmende Inkarnationsereignis bedeutet. Das Christentum steht oder fällt mit dem Glauben daran, dass ein einziger Mensch, der dreiunddreißig Jahre auf der Erde gelebt hat, der Grund der Schöpfung und der Sinn der Geschichte und also der Weg, die Wahrheit und das Leben für alle Menschen aller Zeiten ist. Von außen betrachtet erscheinen diese Sätze intolerant und dogmatistisch. Doch wer sich einlässt auf die Offenbarkeit Gottes *als* der Mensch Jesus, wird zugeben müssen, dass eine Wahrheit, die sich verleiblicht und sich der Andersheit des Anderen aussetzt, niemanden vereinnahmt, manipuliert oder bedroht. Im Gegenteil: Der inkarnierte Logos setzt sich mit keinen anderen Mitteln durch als mit denen der gekreuzigten Liebe.

Ich habe versucht, den christlichen Glauben in seiner inneren Kohärenz und Schönheit positiv zu erschließen. Ich möchte möglichst viele Leserinnen und Leser von seiner Wahrheit überzeugen. Dies allerdings nicht unter Ausklammerung der sogenannten ‚heißen Eisen' wie ‚jungfräuliche Empfängnis', ‚Auferstehung des Fleisches' oder ‚Bindung des besonderen Priestertums an das männliche Geschlecht'. Denn wenn das Wort ‚Inkarnation' die alles verbindende Mitte des Christentums bezeichnet, dann muss seine Verteidigung gerade auch jene Bereiche einbeziehen, die dem modern oder postmodern denkenden Zeitgenossen als Mythen, Zumutungen oder Absurditäten erscheinen.

Das Christentum setzt sich jeder Kritik aus, weil es nicht eine unter anderen Wahrheiten, sondern Bezeugung der einen und einzigen

8 Hans Urs von Balthasar, Eros und Caritas, in: Seele 21 (1939) 154–157; 157.

Wahrheit zu sein beansprucht. Diese Wahrheit ist der Fleisch gewordene Logos Gottes. Überzeugt von der Einzigkeit und Heilsuniversalität der Wahrheit ist das Christentum begründungspflichtig. Es muss sich jedem Gegenargument aussetzen – in der gelassenen Gewissheit, dass die Wahrheit jeden Irrtum entkräften kann. Charles Taylor beschreibt die vielen Optionen einer postmodernen Gesellschaft, die den Plural der vielen Wahrheiten als Fortschritt betrachtet und mit dem Terminus ‚Wahrheit' nur noch das bezeichnet, was der Einzelne für authentisch oder kongruent mit den eigenen Grundüberzeugungen hält.[9] Taylors Wahrnehmung ist durchaus zutreffend. Aber daraus darf das Christentum nicht folgern, es gehe nur darum, in Konkurrenz mit den anderen Sinnanbietern möglichst viele Zeitgenossen mit welchen Mitteln auch immer zu überzeugen. Das Christentum verrät Christus, wenn es ihn zu einer unter anderen Wahrheiten degradiert; wenn es vergisst, dass alles, was wirklich ist, durch IHN und auf IHN hin geschaffen ist. Eben deshalb nennt der Johannesprolog den Mensch gewordenen Logos „das Licht". Sensibel für jede Veränderung des Zeitgeistes hat Papst Benedikt XVI. sein Pontifikat mit der Enzyklika „Lumen Fidei" verabschiedet; er wollte einer gegen Wahrheitsansprüche allergischen Multioptionsgesellschaft den Anspruch Christi in Erinnerung rufen, nicht eine, sondern *die* Wahrheit, nicht ein Licht, sondern *das* Licht der Welt zu sein.

Im Folgenden möchte ich diesen Anspruch Christi und des Christentums begründen. Ich beschränke mich auf das Sammeln der Pro-Argumente und berücksichtige Kontroversen und Einwände nur dann, wenn sie der Vertiefung und Klärung meiner Verteidigung dienen. Deshalb erscheinen meine Ausführungen wahrscheinlich nicht jedem Leser ökumenisch ausgewogen oder hinreichend selbstkritisch. Und wahrscheinlich werden Rezensenten von apologetischem Eifer sprechen. Aber ich beziehe ganz bewusst nicht die Vogelperspektive des neutralen Beobachters. Ich will meine Pro-Argumente so stark wie möglich machen und es meinen Leserinnen und Lesern überlassen, diese zu hinterfragen oder abzuschwächen.

---

9 Vgl. Charles Taylor, Die Formen des Religiösen in der Gegenwart, deutsche Übersetzung Frankfurt 2002, bes. 72–90; ders., Ein säkulares Zeitalter, deutsche Übersetzung Frankfurt 2009, bes. 815–891.

Entsprechend ist der kritische Apparat gestaltet. Ich habe ihn knappgehalten. Die Fußnoten belegen die im Text gebotenen Zitate, bieten gelegentlich konkretisierende oder erläuternde Ergänzungen, verzichten aber auf die Diskussion abweichender Interpretationen. Die Titel, die genannt werden, sind aus einer Fülle von Beiträgen ausgewählt worden und in der Regel nicht auf Vollständigkeit bedacht, sondern Leseempfehlungen.

Widmen möchte ich diese Verteidigung des christlichen Wahrheitsanspruchs einem Pfarrer, der die Bewegung der Inkarnation von oben nach unten lebt. Er ist ein betender Priester und er liebt die ihm anvertrauten Menschen. Täglich eingestaltet in Christi eucharistischen Leib, versteht er seine Seelsorge als Eingestaltung seiner Gemeinde in Christus.

Bonn, am Fest Kreuzerhöhung 2020
Karl-Heinz Menke

EINFÜHRUNG

Ostermorgen 2020: Corona-Krise. Ich gehe durch das fast menschenleere Bonn. Kein Glockengeläut, kein öffentlich zugänglicher Gottesdienst; fast unwirkliche Stille; aber eine nicht verschlossene Kirche: St. Elisabeth. Ich betrete den riesigen Innenraum: österlich geschmückt; auf dem Altar die Monstranz mit dem ausgesetzten Allerheiligsten; rechts daneben die Osterkerze, links das Kreuz mit einer über den Querbalken gelegten weißen Stola. Ich weiß nicht, wie lange ich da gekniet habe – begnadet mit einer Osterfreude, die ich nie mehr vergessen werde.

„Private Seligkeit" – „Flucht aus der Wirklichkeit" – so oder ähnlich lauten die Kommentare, wenn jemand es wagt, von Gott bzw. Christus als einer erfahrenen Wirklichkeit zu sprechen.

André Frossard, über Jahrzehnte einer der bedeutendsten Journalisten Europas, Mitglied der Académie Française, Sohn des ersten Generalsekretärs der Kommunistischen Partei Frankreichs; ungetauft in einer Familie aufgewachsen, „in der die Existenz Gottes nicht einmal eine Frage wert war", betritt am 8. Juli 1935 um 17.10 Uhr – aus Langeweile; vergeblich auf einen Kollegen wartend – eine Kapelle in der Pariser Rue d'Ulm. Ein zwanzigjähriger Mann, der alles Religiöse für Volksverdummung hält und der gar nicht weiß, was eine Monstranz und was eine Hostie ist, erlebt innerhalb von Minuten eine Begegnung, die er 35 Jahre später in einem Buch mitteilt mit dem Titel: „Gott existiert. Ich bin ihm begegnet."

Auch wenn Frossard zu den sprachlich Höchstbegabten gehört, gelingt ihm die Schilderung der besagten Begegnung nur mühsam. „Wie soll ich's schildern", fragt er, „mit diesen abgedankten Worten, die mir den Dienst versagen und mir die Gedanken abzuschneiden drohen, um sie in das Magazin der Einbildungen zu verweisen? Der Maler, dem es gegeben wäre, unbekannte Farben zu erschauen, womit sollte er sie

malen? Es ist ein unzerstörbarer Kristall, von einer unendlichen Durchsichtigkeit, einer beinahe unerträglichen Helle (ein Grad mehr würde mich vernichten), einem eher blauen Licht, eine Welt, eine andere Welt, von einem Glanz und einer Dichte, dass unsere Welt vor ihr zu den verwehenden Schatten der nicht ausgeträumten Träume zurücksinkt. Es ist die Wirklichkeit, es ist die Wahrheit, ich sehe sie vom dunklen Strand aus, wo ich noch festgehalten bin. Es ist eine Ordnung im Universum, und an ihrer Spitze, jenseits dieses funkelnden Nebelschleiers, ist die Evidenz Gottes, die Evidenz, die Gegenwart ist, die Evidenz, die Person ist, die Person dessen, den ich vor einer Sekunde noch geleugnet habe, den die Christen *unseren Vater* nennen und dessen milde Güte ich an mir erfahre, eine Milde, die keiner anderen gleicht, die nicht die manchmal mit diesem Namen bezeichnete passive Eigenschaft ist, sondern eine aktive, durchdringende, eine Milde, die alle Gewalt übertrifft, die fähig ist, den härtesten Stein zu zerbrechen und was härter ist als der Stein – das menschliche Herz."[10]

Frossard hat diese Sternstunde seines Lebens lange Zeit nicht in Worte fassen können und Jahrzehnte später einer breiten Öffentlichkeit mitgeteilt – zu einer Zeit, in der sein Erleben nicht mehr als Spleen eines zwanzigjährigen Spinners abgetan werden konnte, auf der Höhe seiner beruflichen Laufbahn, von der intellektuellen Elite seines Landes allenthalben geachtet und – was noch mehr zählt – nach Jahrzehnten kritischer Reflexion seines tagtäglich bewährten christlichen Glaubens. Da Frossard die Schilderung seiner „Begegnung mit Gott" in eine offensichtlich ehrliche und humorvolle Autobiographie seiner Kindheit und Jugend eingebettet hat, gab es nach der Veröffentlichung von „Gott existiert. Ich bin ihm begegnet" keine einzige Besprechung, die seine Ehrlichkeit und die Authentizität seines Erlebens in Frage gestellt hätte. Wohl aber die durchaus berechtigte Frage: Was bedeutet sein persönliches Erleben für die, die dergleichen nicht erleben? Was sagt das persönliche Erleben des André Frossard über die Wahrheit des Christentums aus?

Es gibt ähnliche „Erfahrungsberichte" – zum Beispiel den des berühmt gewordenen französischen Diplomaten und Schriftstellers Paul

10 André Frossard. Gott existiert. Ich bin ihm begegnet (Herderbücherei 435), aus dem Französischen ins Deutsche übers. v. Lotte von Schaukal, Freiburg 1970, 136 f.

Claudel, der als Achtzehnjähriger am Weihnachtstag 1886 während der Vesper in der Pariser Kathedrale Notre Dame etwas Vergleichbares erlebt hat – etwas Vergleichbares, aber nicht das Gleiche! Im Unterschied zu Frossard war Claudel katholisch erzogen worden und mit den Binnenräumen des Glaubens wohl vertraut. Und doch ist es nicht er, sondern der vormalige Atheist Frossard, der seine Gewissheit, dass Gott existiert, mit dem Bekenntnis verbindet, dass das Credo der Katholiken der Wahrheit Gottes entspricht. Mit einer jeden Skeptiker schockierenden Eindeutigkeit schreibt Frossard in die Einleitung seines „Erfahrungsberichtes" das Bekenntnis: „Um 17 Uhr 10 Minuten war ich […] in eine kleine Kirche des ‚Quartier latin' eingetreten und verließ sie um 17 Uhr 15 Minuten […]. Als ein Skeptiker und Atheist der äußersten Linken war ich eingetreten, und größer noch als mein Skeptizismus und mein Atheismus war meine Gleichgültigkeit gewesen: mich kümmerten andere Dinge als ein Gott, den zu leugnen mir nicht einmal in den Sinn kam, so sehr schien er mir längst nur mehr auf das Konto der menschlichen Angst und Unwissenheit zu gehören – ich ging wenige Minuten später hinaus als ein ‚katholischer, apostolischer, römischer' Christ, getragen und emporgehoben, immer von neuem ergriffen und fortgerissen von der Woge einer unerschöpflichen Freude. Ich war zwanzig Jahre, als ich eintrat. Als ich hinausging, war ich ein zur Taufe bereites Kind, das mit weit aufgerissenen Augen die Welt betrachtet, den bewohnten Himmel, die Stadt, die nicht ahnte, dass sie ihre Fundamente in die Luft gebaut hatte, die Menschen im prallen Sonnenlicht, die in der Dunkelheit zu gehen schienen, ohne den ungeheuren Riss zu sehen, der soeben den Vorhang dieser Welt geteilt hatte. Meine Gefühle, meine innere Welt, meine Gedankengebäude, in denen ich mich schon häuslich eingerichtet hatte, waren nicht mehr da, selbst meine Gewohnheiten waren verschwunden, mein Geschmack verwandelt. Ich verhehle mir nicht, dass eine Bekehrung dieser Art durch ihre Unvermitteltheit etwas Schockierendes, ja Unglaubwürdiges für unsere Zeitgenossen an sich hat, die die Wege des Intellekts den mystischen Blitzen vorziehen und immer weniger das Eingreifen des Göttlichen in das tägliche Leben gelten lassen. Aber sosehr ich mich auch mit dem Geist meiner Zeit in Einklang zu setzen wünschte, so kann ich doch nicht die Stationen einer langsamen Entwicklung zeigen dort, wo ein jäher Umschwung stattgefunden hat, ich kann nicht die, sei es unmittelbaren, sei es weiter zurückliegenden

psychologischen Ursachen dieses Umschwungs nennen, weil diese Ursachen nicht vorhanden sind."[11]

Ich stelle dieses Bekenntnis eines in keiner Weise physisch oder psychisch kranken oder zu mystischen Sondererfahrungen neigenden Menschen an den Anfang eines Buches, das den Titel „Inkarnation" trägt, weil das in einer Monstranz ausgesetzte Sakrament deren Inbegriff ist. Worum Theologen sich in immer neuen Anläufen bemühen, das erfasst Frossard intuitiv in Sekunden: die Bedeutung der innersten Mitte des christlichen Glaubens, das Geheimnis der Inkarnation. Und das so untrüglich klar, dass alles, was er vor und nach seiner Taufe über Christus und das Christentum erfährt, bestenfalls das schwache Echo der in Sekunden erlebten Wirklichkeit ist.

Frossard beschreibt die Jahrzehnte zwischen seiner Bekehrung und seinem Tod als Auftrag. Er fühlte sich beauftragt, zu verstehen, was er erlebt hatte, und er wusste sich beauftragt, andere von der Wahrheit seines Glaubens zu überzeugen – nicht durch esoterische Praktiken, sondern durch Argumente. Ihn selbst konnte kein Zweifel und kein Einwand, keine Theodizeefrage und kein Schicksalsschlag aus der Überzeugung verdrängen, dass das christliche Glaubensbekenntnis wahr ist. Was Frossard „die Wahrheit" nannte, hatte nichts Zwingendes, nichts Aufdringliches, nichts Überhebliches, nichts Ausschließendes an sich. Im Gegenteil: Menschen, die Frossard näher kannten, haben vielfach bezeugt: Er war frei von allem, woran Menschen einander messen; er war vollkommen demütig; deshalb war sein Bekenntnis zu „der *einen* und *einzigen* Wahrheit" so befreiend.

Was Frossard in der Zeit zwischen seiner Bekehrung und seinem Tod Tag für Tag von neuem versucht hat, ist Sinn und Ziel des vorliegenden Buches. Es will einem möglichst breiten Leserkreis und besonders auch Menschen, die mehr zweifeln als glauben, die in Jesus Christus offenbar gewordene Wahrheit erschließen. Fragen bilden das gliedernde Gerüst der folgenden Ausführungen; Fragen, die so oder ähnlich immer wieder gestellt werden.

Wie kann es sein, dass eine weiße Scheibe Brot in einem Gefäß auf dem Altar einer kleinen Kapelle in der Rue d'Ulm von Paris nicht nur Hinweis auf Gott, sondern dessen reale Anwesenheit ist? Wie kommen Christen zu dieser ungeheuerlichen Behauptung?

---

11 Ebd., 8–10.

Was meint Frossard, wenn er stammelt, da auf dem Altar dieser unscheinbaren Kapelle der Pariser Rue d'Ulm sei die ganze Wahrheit über das Universum und über die Menschheit und über ihn selbst?

Und wenn es das gibt, was Menschen in allen Sprachen dieser Welt mit dem Wort ‚Gott' bezeichnen, was stellen sie sich dabei vor? Eine Wirklichkeit in Raum und Zeit? Aber räumlich und zeitlich Begrenztes kann doch nicht ‚Gott' sein. Christen behaupten, der Schöpfer des Universums, der von Raum und Zeit unfassbare Gott, sei dreiunddreißig Jahre lang sicht- und hörbar gewesen auf einem bestimmten Planeten eines bestimmten Sonnensystems in der südöstlichen Ecke einer bestimmten Milchstraße. Das Licht, das sich mit 300 000 Kilometern pro Sekunde fortbewegt, benötigt zur Durchquerung dieser Milchstraße 100 000 Jahre. Und diese Milchstraße ist eine unter Milliarden des Universums. Gott, den dieses Universum nicht fasst, Mensch geworden als Sohn eines Zimmermanns, in einem Dorf der hintersten römischen Provinz zur Zeit des römischen Kaisers Augustus – nicht nur symbolisch oder nur im übertragenen oder uneigentlichen Sinn, sondern so unbedingt, dass man nichts mehr über Gott sagen kann, was man nicht auch über den von den Römern hingerichteten Menschen ‚Jesus' sagen kann.

Aber: Kann Gott überhaupt etwas „werden"? Ist er, wenn es ihn gibt, nicht immer schon alles? Hat er nicht immer schon alles? Was soll er denn noch „werden"? Und überhaupt: Warum soll Gott Mensch werden; warum seine All-Herrlichkeit gegen die vergleichsweise jämmerliche Existenz eines Geschöpfes eintauschen? Und wenn er denn tatsächlich „Mensch geworden ist", hat er dann solange aufgehört Gott zu sein, wie er Mensch war?

Wenn man vor zweitausend Jahren das Glück gehabt hätte, Jesus zu begegnen, woran hätte man erkennen können, dass wahr ist, was er mit den Worten behauptet: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen." (Joh 12,45; 14,9). Wenn er wahrer Mensch war, dann war er ein Sohn seines Elternhauses, seiner jüdischen Erziehung, seiner Muttersprache, möglicherweise seiner Mutter Maria wie aus dem Gesicht geschnitten, gekleidet wie alle anderen Zeitgenossen, den Gewohnheiten und Regeln seiner von den Römern besetzten Heimat unterworfen. Woran und wie sollte jemand erkennen, dass er die Offenbarkeit Gottes ist?

A. DIE OFFENBARKEIT GOTTES ALS DER MENSCH JESUS

Der Glaube wird den meisten durch die eigenen Eltern oder durch das Glaubensleben ihnen nahestehender Menschen geschenkt. Aber der Glaube ist gefährdet, wenn er kritische Fragen flieht statt beantwortet. Die oben aufgezählten Fragen und viele weitere liegen den folgenden Ausführungen direkt oder indirekt zugrunde.

Die Zeugnisse von Christus, die sich die Kirche für immer in ihr Gedächtnis geschrieben (kanonisiert) hat, bilden die erste und grundlegende ‚Ur-Kunde' des christlichen Glaubens. Zur Bibel der Christen gehören nicht nur die Schriften des ‚Neuen', sondern auch die des ‚Alten Testamentes'. Letztere werden nicht deshalb ‚alt' genannt, weil sie veraltet sind, sondern weil nur durch sie das ‚Neue' des Christusereignisses erkennbar ist. Ohne das, was das auserwählte Volk Israel in seiner Geschichte von und über Gott erfährt (Inhalt der Zeugnisse des ‚Alten Testamentes'), wäre das Christusereignis gar nicht verstehbar. Ohne AT gäbe es kein NT, ohne Judentum kein Christentum.

Das Phänomen ‚Jesus Christus' kann nur verstehen, wer sich auf den Boden des Judentums stellt. Auf diesem Boden steht Jesus selbst; und auf diesem Boden stehen auch seine neutestamentlichen Interpreten. Die Vorstellungen, Begriffe und Erzählungen, in denen Israel Gottes Wirklichkeit bezeugt hat, sind nicht erfunden oder ausgedacht, sondern der verschriftlichte Widerhall einer Geschichte, die sich tatsächlich ereignet hat.

Man kann beim Lesen der Schriften des Neuen Testamentes spüren, wie sehr Matthäus, Markus, Lukas, Johannes oder Paulus ins Staunen geraten, wenn sie die Erwartungen Israels in Jesus Christus erfüllt sehen. Um vorweg nur ein einziges Beispiel zu nennen: Die von dem Propheten Jesaja geschilderte Gestalt des Gottesknechtes ist wie ein

Jahrhunderte wartendes Schloss, das in Jesus Christus seinen passgenauen Schlüssel findet.[12]

1. Der „Ich-bin-der-‚Ich-bin-da'"

Israel ist ein Volk, das sich als von JHWH herausgerufen und geführt versteht, das aber nicht vom Himmel fällt und deshalb sich selbst und seinen Gott erst langsam und in Auseinandersetzung mit den politischen, ökonomischen und religiösen Vorstellungen anderer Völker verstehen lernt. Was Archäologen und Historiker über den Ursprung des auserwählten Volkes und den Ursprung des mit dem Tetragramm JHWH bezeichneten Gottes zu wissen meinen, liegt weitgehend im Dunkel. Älteste Belege sprechen von den ‚Apiru' (Etymon von ‚Ibri' [Hebräer]) als Nomaden, die von den Ägyptern zur Zwangsarbeit verpflichtet wurden und unter diesem Druck einzelne Stämme gebildet haben. Deren Widerstand führte – so nimmt man an – zu einer stammweise organisierten Flucht (zu einem Exodus) nach Kanaan, wo bis ins 13. Jahrhundert v. Chr. datierbare archäologische Funde den Volksnamen Israel nachweisen. In diesem Namen steckt das Wort ‚El', das in fast allen semitischen Sprachen den höchsten Gott bezeichnet. Einige Historiker vermuten, dass der an keinen bestimmten Ort gebundene „Weg-Gott", den die Nomaden-Flüchtlinge als ihren einzigen Gott verehrten, in einem polytheistischen Umfeld nur als der höchste Gott „El" der Kanaaniter erklärbar war. Noch weniger als über den Ursprung Israels wissen wir über den Ursprung des Tetragramms JHWH, mit dem das auserwählte Volk seinen einzigen Gott als den ‚Unaussprechlichen' eher bezeichnet als benennt. In der Regel wird das Tetragramm mit dem hebräischen Wort für ‚sein', ‚existieren', ‚sich erweisen' verbunden. Aber für seine Bedeutung entscheidend ist nicht die Etymologie, sondern der an diesen vier Konsonanten hängende Glaube Israels.

12 Dazu: Marius Reiser, Drei Präfigurationen Jesu: Jesajas Gottesknecht, Platons Gerechter und der Gottessohn im Buch der Weisheit, in: Ders., Bibelkritik und Auslegung der Heiligen Schrift. Beiträge zur Geschichte der biblischen Exegese und Hermeneutik (WUNT 217), Tübingen 2007, 331–353.

a) Die Frage nach dem Namen Gottes

Wer JHWH ist, erschließt sich besonders in jener Szene, die man die Dornbuschszene (Ex 3) nennt. Mose erhält den Auftrag zur Befreiung seines von den Ägyptern geknechteten Volkes. Seine Begegnung mit Gott erinnert mich – bei aller Unterschiedlichkeit des Kontextes – an die Jahrtausende später ereignete Begegnung des André Frossard in der besagten Kapelle der Rue d'Ulm in Paris. Nicht zufällig werden viele Tabernakel und Monstranzen als brennender Dornbusch gestaltet. An einem ganz bestimmten Ort zu einer ganz bestimmten Zeit wird Mose auf völlig unerwartete und ganz konkrete Weise von der Anwesenheit Gottes gepackt. Ein brennender Dornbusch in der Wüste; an sich nichts Ungewöhnliches; aber ein brennender Dornbusch, der nicht verbrennt (Ex 3,3), wird zum Zeichen. Mose darf nicht näher kommen; er muss seine Schuhe ausziehen; denn der Ort, den er betritt, ist der Ort der Anwesenheit Gottes. Gott nennt ihn bei seinem Namen: „Mose, Mose! […] Ich habe das Elend meines Volkes gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen […]. Ich sende dich, Mose, zum Pharao. Führe du mein Volk aus Ägypten heraus!" (Ex 3,4–8). Mose weiß, dass es der Gott Israels ist, der mit ihm spricht und ihn – und keinen anderen! – mit etwas Unglaublichem beauftragt. Seine Antwort erinnert an die Gegenfrage der Frau, der Gott ebenfalls in einer bestimmten Stunde ihres Lebens etwas noch viel Unglaublicheres zumutet: „Wie soll das geschehen?" (Lk 1,34). Der Einwand des Mose vor dem brennenden Dornbusch lautet: „Gut, ich werde also zu den Israeliten gehen und ihnen sagen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt. Da werden sie mich fragen: Wie heißt er. Was soll ich ihnen darauf antworten?" (Ex 3,13). Und JHWH, der Gott ohne Namen, antwortet: „Ich bin der ‚Ich-bin-da'. Sage also den Israeliten: Der ‚Ich-bin-da' hat mich zu euch gesandt." (Ex 3,14).[13]

13 „Die Septuaginta, die ca. 250 v. Chr. entstandene griechische Übersetzung des hebräischen Tanach, formuliert: *‚Ego eimi ho on'*, ‚Ich bin der Seiende'. Viele Theologen lehnen sie ab. Sie sehen in dem ‚Seienden' einen allzu zeitlosen Hellenismus. Im letzten Buch des Neuen Testaments, der Offenbarung des Johannes, ebenfalls auf Griechisch verfasst, lehnt sich der Autor an die Septuaginta-Formulierung an, erwei-

Man versteht den Einwand des Mose erst, wenn man weiß, dass im Umfeld Israels jeder Gott seinen Namen hat und mit seinem Namen für einen bestimmten Bereich zuständig und wirkmächtig ist.[14] Wenn der Gott Israels keinen Namen hat, dann hat er keine Macht. Für den Auszug aus Ägypten müssen die Israeliten dem Pharao mit einem Gott drohen können, der Macht hat. „Was soll ich meinen Leuten antworten" – fragt Mose –, „wenn sie wissen wollen, ob du, der Gott Israels, überhaupt zuständig und entsprechend mächtig bist? Für welchen Bereich hast du dir einen Namen gemacht? Was ist dein Name?"

Gottes Antwort klingt wie eine brüske Abweisung. ‚Ich bin doch kein Gott neben den anderen Göttern.' In der Antwort an Mose liegt der Vorwurf: ‚Ihr Israeliten solltet doch inzwischen wissen, dass euer Gott nicht wie Poseidon für das Meer oder Helios für den Aufgang der Sonne oder Hephaistos für die Schmiedekunst zuständig ist. Ich bin der ‚Ich-bin-überall-und-immer-da.' Es gibt Parallelen zur Dornbuschszene – z. B. im Buch der Richter, wo ein gewisser Manoach Gott, der ihm begegnet, nach seinem Namen fragt, und prompt die Antwort erhält: „Was fragst du mich nach meinem Namen, wo er doch ein Geheimnis ist." (Ri 13,18).

---

tert sie aber auf alle drei Zeiten: *‚ho en kai o on kai o erchomenos'*, *‚… der war und der ist und der Kommende'* (Offb 4,8). Aber auch im rabbinischen Judentum, das nach der Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. zur selben Zeit entstand, gewinnt man eine überzeitliche, genauer, eine temporal nicht festgelegte Lesart aus der hebräischen Grammatik, welche die Bedeutung auf alle Zeiten hin öffnet. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind in ihr enthalten. Der ‚Name' wird vom Verbum *hjh* abgeleitet, als Vergangenheit im Perfekt. *‚hajah'*, ‚er war', als Gegenwart, *‚hojeh'*, ‚er ist' (Partizip) und *‚jihjeh'*, ‚er wird sein' (Imperfekt). Buber und Rosenzweig übersetzen: *‚Ich werde da sein als der, der ich da sein werde'*. Wer übersetzt: *‚Ich bin der ich bin'*, beschränkt die Bedeutung auf die pure Existenz. Allerdings wäre die reine Existenz auch mit der Vorstellung einer unvermittelt jenseitigen Entität verträglich. Dagegen spricht die Art, wie der Ausdruck eingeführt wird. Wenn also zu der Existenz auch die Präsenz hinzukommt, ist der, der da spricht, immer und überall gegenwärtig. Da die Präsenz die Existenz voraussetzt – wer oder was da sein soll, muss auch notwendig existieren – wäre die Lesart der Einheitsübersetzung *‚Ich bin, der ich bin'* hier die weitergehende." (Eckhard Nordhofen, Corpora. Die anarchische Kraft des Monotheismus, Freiburg 2018, 117 f.).

14 Dazu: Hubert Irsigler, Von der Namenfrage zum Gottesverständnis. Exodus 3,13–15 im Kontext der Glaubensgeschichte Israels, in: BN 96 (1999) 56–96; Friedrich Hartenstein, Die Geschichte JHWHs im Spiegel seiner Namen, in: Gott nennen. Gottes Namen und Gott als Name, hg. v. Ingolf U. Dalferth u. Philipp Stoellger, Tübingen 2008, 73–95.

Schon im ersten Buch der Bibel will Jakob wissen, mit wem er eine ganze Nacht lang gerungen hat. Und er erhält die Antwort: „Was fragst du mich nach meinem Namen?" (Gen 32,30) Der Gott, mit dem Mose am Dornbusch zu tun bekommt, kann seinen Namen nicht auf gleiche Weise bekanntgeben wie die Götter ringsum, die mit vielen anderen Göttern konkurrieren. Mit denen kann der Gott, mit dem Mose vor dem brennenden Dornbusch spricht, sich nicht in eine Reihe stellen.

Bis heute sprechen die Israeliten den Namen Gottes nicht aus. Sie verweisen mit den vier Konsonanten JHWH auf den Unaussprechlichen. Oder sie umschreiben den Unaussprechlichen als ‚Adonai' oder ‚El Shaddai'. Vor diesem Hintergrund ist klar, was das zweite Gebot des Dekalogs bedeutet: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen, denn der Herr lässt den nicht ungestraft, der seinen Namen missbraucht." (Ex 20,7).

b) JHWH – El bzw. Elohim – JESUS

Aus der Tatsache, dass in der Volksbezeichnung ‚Isra-El' das Wort ‚El' steckt, lässt sich keine Gemeinsamkeit des „Ich-bin-da-Gottes" der Dornbuschszene mit dem höchsten Gott „El" der Kanaaniter folgern. Im Gegenteil: Obwohl der unaussprechliche Tetragramm-Gott der höchste, weil einzige Gott Israels ist, ist er doch unendlich verschieden von dem jeweils höchsten Gott der anderen Völker. JHWH wird in den alttestamentlichen Schriften auch mit dem Plural „Elohim" bezeichnet. Das heißt: Er vereinigt in sich alle Zuständigkeiten der vielen Götter. Selbstverständlich darf man bei dem Plural „Elohim" noch nicht an die christliche Trinitätslehre denken. Aber mit dieser Bezeichnung wird doch angedeutet, dass der Gott Israels beides zugleich ist: raumzeitlich konkret wie eine Person, und gleichzeitig der alles Endliche Tanszendierende, mit keinem Namen Benennbare. Kurzum: „Der hebräische Terminus *panim* erkennt Gott als Person, als ein uns zugewandtes Wesen an, das hört, sieht, redet, uns lieben und zürnen kann – als den Gott, der über allem ist und doch eben ein Angesicht hat."[15]

---

15 Joseph Ratzinger, „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen" (Joh 14,9). Das Antlitz Christi in der Heiligen Schrift, in: Gesammelte Schriften, Bd. VI/2. Jesus

Was das Tetragramm JHWH über die Bezeichnung „Elohim" hinaus ausdrückt, kann man vor allem von den Propheten Ezechiel und Jesaja lernen. Man hat sie deshalb auch die ‚Theologen des göttlichen Namens' genannt. Als sie schreiben, liegt die zuvor als unbesiegbar gepriesene Macht derer in Trümmern, die Israel ins babylonische Exil verschleppt hatten. Das für tot erklärte Israel kehrt in die Heimat zurück. Dies ist die Sternstunde des Propheten, der den Götzen der Babylonier den Tetragramm-Gott als den Einen und Einzigen gegenüberstellt, der war und der ist und der kommen wird: „Ich, JHWH, bin der Erste und der Letzte. Und außer mir gibt es keinen Gott." (Jes 44,6). Wenn Christen in der Osternacht das Alpha und das Omega auf die Osterkerze zeichnen, zitieren sie diesen Satz aus Jes 44,6 – in der Gewissheit, dass ausgerechnet der König, den man verhöhnt, mit Dornen gekrönt und an ein Kreuz geschlagen hat, der Name des einen und einzigen Gottes ist – mächtig nicht in der Weise dieser Welt, aber als die Liebe, die stärker ist als alles, was Menschen je stark genannt haben. Gleich viermal bekennt das letzte Buch der Bibel Jesus Christus als den, „der ist und der war und der kommt" (Apk 1,4; 1,17; 2,8; 22,13).

Wenn Jesus in den vier Evangelien immer wieder von sich sagt: „Fürchtet euch nicht, ich bin es", dann klingt die Dornbuschszene an, das „Ich bin der ‚Ich-bin-da'". Der vierte Evangelist bezeugt das Jesus-Wort: „Vater, ich habe deinen Namen den Menschen kundgetan, die du mir aus der Welt gegeben hast. […] Und ich werde deinen Namen kundtun, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen ist, und damit ich in ihnen bin." (Joh 17,6.26). Indem Jesus so spricht, macht er deutlich, dass er selbst der Name, das heißt die Anrufbarkeit Gottes ist. Christen übersetzen die vier Konsonanten des Tetragramms mit dem Namen ‚Jesus Christus'. Getaufte nennen sich Christinnen und Christen. Denn Getauftsein bedeutet: Durch, mit und in Christus Gottes Namen sein.

---

von Nazareth. Beiträge zur Christologie, Freiburg 2013, 761–776; 766. – Dazu umfassend: Klaus Berger, Ist Gott Person? Ein Weg zum Verstehen des christlichen Gottesbildes, Gütersloh 2004, bes. 86–127.

c) Seine Einzigkeit

Wenn man nicht nur die Geschichte Israels, sondern die gesamte Geschichte der Menschheit und der Religionen mit den Augen des Glaubens an die Erwählung Israels und an die Einzigkeit Christi betrachtet, dann darf man nicht nur über die revolutionäre Theologie der Propheten Jesaja und Ezechiel staunen, sondern auch darüber, dass ungefähr zu derselben Zeit in Griechenland eine Philosophie entstand, die alle Mythen der polytheistischen Religionen des Mittelmeerraumes als mit der kritischen Vernunft unvereinbar erklärte. Wenn es Gott gibt, muss er – so lautet das zentrale Argument – das denkbar Höchste (Platon) oder die Ursache aller Ursachen (Aristoteles) sein. Das denkbar Höchste verträgt keine Konkurrenz. Der Gott der Philosophen verträgt keinen Plural. In der Abweisung des Polytheismus und in der Affirmation des Monotheismus konvergieren Israels Prophetie und die griechische Philosophie.

Aber: Der Monotheismus eines Jesaja oder Ezechiel ist ein gänzlich anderer als der eines Platon, Aristoteles oder Plotin. Wenn Platon von der höchsten Idee spricht und von der Unmöglichkeit, dass es das Höchste im Plural gibt, dann entwickelt er einen *Begriff* des Göttlichen. Dieses bloß *gedachte* Höchste ist das Gegenteil alles Endlichen, alles Räumlichen und alles Zeitlichen, auch alles Menschlichen: unveränderlich, ewig, nichts entbehrend, nichts erwartend, nichts anfangend, nichts lassend, sich selbst genügend, jenseits aller Kommunikation, die eines Ansprechpartners bedarf; kurzum: Der Gott der griechischen Philosophen ist die Wirklichkeit, die deshalb „absolut" ist, weil sie schon alles ist und schon alles hat. Dieses Absolutum ist geradezu das Gegenteil des Gottes, den Israel als den „Ich-bin-der-‚Ich-bin-da'" erfährt, der „herabsteigt" und mit Mose spricht; der sich mitteilt, einen Bund schließt und sich abhängig macht von den Folgen der seinen Geschöpfen geschenkten Freiheit.

Nichts charakterisiert den Gott Israels so durchgängig wie die beiden Begriffe ‚Bund' (hebr. *‚berit'*) und ‚Gesetz' (hebr. *‚tora'*). Der mit dem Tetragramm bezeichnete Gott stiftet einen Bund, dessen Inhalt er nicht verhandelt, sondern bestimmt. Wer den Willen oder das von Gott geschenkte Gesetz befolgt, dem wird Zukunft und Leben in Fülle verheißen: dem Stammvater Noah und dem Stammvater Abraham und in besonderer Weise dem zum Anführer des Exodus bestimmten Mose.

Letzterer wird zum Empfänger des Willens Gottes, der zehn Gebote, die in Stein gemeißelt sind.[16] Diese Gebote sind Inbegriff der Gnade Gottes; sie sind ein Geschenk, das überall da, wo es angenommen und gelebt wird, im wahrsten Sinne des Wortes „alles gut" („shalom") werden lässt

Die beiden Gesetzestafeln vom Berge Sinai wurden von Israel in der sogenannten „Bundes-Lade" so ähnlich gehütet und verehrt wie von den katholischen Christen das konsekrierte Brot der Eucharistie im Tabernakel. Das erste Gebot der beiden von Mose empfangenen Tafeln lautet: „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Und du sollst dir kein Gottesbild machen." (Ex 20,3 f.). Die Treue zu dem Bund, den JHWH mit dem Geschenk der zehn Gebote stiftet, ist unvereinbar mit der Vergöttlichung von Macht, Geld und Sex – personifiziert in den kanaanitischen Göttern ‚Moloch', ‚Mammon' und Baal'. Wenn das Haben-, das Begehren- und das Herrschenwollen des Menschen vom Gesetz des Stärkeren bestimmt wird, ist jedes friedliche Zusammenleben unmöglich – auf der kleinen Bühne von Ehe, Familie oder Sippe ebenso wie auf der großen Bühne von Staat und Gesellschaft. Die zehn Gebote unterwerfen die drei Grundversuchungen (Macht, Geld, Lust) des Menschen dem Willen des Gottes, der nicht hier oder dort, sondern überall und immer der „Ich-bin-da" ist. Die sogenannten „evangelischen Räte" des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit richten sich unmittelbar gegen dieselben Begierden, gegen die sich auch die von Mose empfangenen Gebote richten.

Das erste Gebot ist nicht das Ergebnis eines abstrakten Monotheismus. Es geht um die Treue Israels zu seinem Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet. Die Konsequenzen lassen sich besonders anschaulich an dem Martyrium der sieben Makkabäerbrüder (2 Makk 7,1–41) ablesen. Für einen gläubigen Juden ist es völlig undenkbar, innerlich oder mental JHWH treu zu sein und gleichzeitig

16 Für den jüdischen Leser des Buches Exodus sind das Schreiben Gottes und das Schreiben des Mose ein und dasselbe. Erst jüngere christliche Exegese fragt nach der logischen Vereinbarkeit von Ex 34,1 (wo JHWH verheißt, er selbst werde die Worte aufschreiben, die auf den von Mose zerschmetterten Tafeln standen) und Ex 34,28 (wo es heißt, dass Mose vierzig Tage und vierzig Nächte auf dem Sinai weilte und die zehn Worte auf die beiden Tafeln schrieb, die er dann dem Volk als Bundesurkunde übergab).

äußerlich Zeus oder dem römischen Kaiser zu opfern. Wer solches Verhalten als fanatisch oder fundamentalistisch bezeichnet, hat nicht verstanden, dass man dem Gott, der seinen Willen in zwei sichtbare Gesetzestafeln inkarniert hat, nicht rein innerlich und unsichtbar treu sein kann. Das wäre so, als wollte man den Götzen der Macht, des Geldes und des sexuellen Begehrens nur gedanklich oder nur innerlich abschwören.

2. JESUS als Offenbarkeit JHWHs

Obwohl das auserwählte Volk immer ein – zumindest machtpolitisch betrachtet – völlig unbedeutendes Volk war, wissen doch selbst die als „assimiliert" bezeichneten Juden, dass sie Juden sind. Sie leben nicht selten seit Jahrhunderten als kleine oder kleinste Minderheit unter großen und mächtigen Völkern dieser Welt und sind doch als Mitglieder des auserwählten Volkes kenntlich geblieben. Man kann nicht unsichtbar oder nur bewusstseinsmäßig Jude sein. Alles Desinkarnierte ist unjüdisch. Wer die Tora in die kleine Münze seines Alltags zu inkarnieren versucht, unterscheidet sich vom Verhalten der Mehrheit. Das ist einer der Gründe dafür, dass die zumeist kleine Minderheit der Juden über Jahrtausende zum Sündenbock verlogener Schuldzuweisungen, zum Opfer von Pogromen der Mehrheitsgesellschaft bis hin zum versuchten Genozid der Nazis wurde. Israel ist nicht für sich selbst erwählt worden, sondern um die Tora, den Willen Gottes, so in jeden Winkel des eigenen Lebens ‚einzufleischen', dass alle anderen Völker – von so viel gelungenem Leben (‚shalom') fasziniert – sich ihrerseits den zehn Geboten JHWHs unterwerfen. Rein innerlich oder nur mental und privat kann kein Einzelner und erst recht kein Volk Salz der Erde und Licht der Welt sein. Das gilt wie von Israel, so auch von der Kirche der Christen. Sie werden immer nur in dem Maße „Mittel und Werkzeug" des in Jesus Christus inkarnierten Gottes sein, in dem sie mit ihrem Glauben, Hoffen und Lieben ins Fleisch gehen. Aus den Paulusbriefen, aber auch aus nichtchristlichen Zeugnissen der griechischen und römischen Antike ist bekannt, dass gläubige Christinnen und Christen als Menschen bezeichnet wurden, die sieben Götzen besiegt haben: Stolz; Habsucht; Neid; Zorn; Unkeuschheit; Unmäßigkeit und Ausschweifung. Kurzum:

Die Christen, die unter Nero, Domitian und Diokletian als Märtyrer gestorben sind, haben die Welt nicht durch Philosophie, sondern durch Inkarnation verändert.

a) Jesus als Maßstab der Tora

Das „Neue" des „neuen Bundes" besteht nicht darin, dass Jesus das Gesetz und die Propheten aufhebt. „Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen […]. Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein. Wer sie aber hält und halten lehrt, der wird groß sein im Himmelreich." (Mt 5,17–19). Jesus setzt die Tora nicht außer Kraft. Aber er bindet den Willen Gottes an die eigene Person. Er sagt nicht: ‚Selig seid ihr, wenn ihr um *JHWHs (Gottes) willen* verfolgt werdet', sondern: „Selig seid ihr, wenn ihr um *meinetwillen* beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet." (Mt 5,11). Damit identifiziert er die eigene Autorität mit der Autorität Gottes. Jesus tut, was nach dem Zeugnis der atl. Schriften einzig und allein JHWH tun kann: Er vergibt Sünden (Mt 1,21; Mk 2,1–12). Er erweckt Tote zum Leben (Mk 5,41 f.; Lk 7,14 f.; Joh 11,43 f.). Er hat Macht über alle Gewalten der Natur (Mk 4,35–41; 6,45–52). Und er wird als „der alleinige Retter" (Apg 4,12), als „der Herr aller Menschen" (Röm 10,12), als „der Herr der Herrlichkeit" (1 Kor 2,8), als „der Erste und der Letzte" (Offb 1,17; 22,13) und nicht zuletzt als „der wahre Gott" (Joh 20,28; 1 Joh 5,20) bezeichnet.

Matthäus, Markus, Lukas, Johannes und Paulus konnten noch keine Trinitätslehre entwickeln, die den Monotheismus Israels mit der göttlichen Autorität Jesu in logischen Einklang bringt. Aber sie erklären diese Vereinbarkeit mit den ihnen aus der hebräischen Bibel vertrauten Kategorien. Wo sich „die Juden" darüber empören (Joh 6,52–54), dass Jesus „das Essen seines Fleisches" (Joh 6,53) zum Kriterium der Gemeinschaft mit Gott erklärt, bewegt er sich durchaus im Rahmen der jüdischen Ausdrucks- und Denkweise. „Das Fleisch […], von dem die Verse Joh 6,51b.53 sprechen (in V. 53 in Verbindung mit seinem Blut), ist […] kein anderes als das, von dem Joh 1,14 spricht: der

Mensch Jesus. Ihn essen und trinken bedeutet: ihn ganz und gar in sich aufnehmen, ihn als das Wort im Fleisch annehmen."[17]

Jesus kann man nur verstehen, wenn man das Wort und die Wahrheit Gottes mit ihm selbst identifiziert. Sein Wort ist keine von ihm ablösbare Lehre. Das alexandrinische Judentum, in dessen Kontext das Johannesevangelium verfasst wurde, war versucht, die jüdische Religion als Theorie zu betrachten. Theorien kann man vergleichen, anpassen und verschmelzen. Dem widersetzt sich das vierte Evangelium, das insgesamt[18] von der Aussage bestimmt ist: Der Logos[19], das heißt die Weltvernunft[20], ist in einem individuellen, konkreten Menschen fassbar, und zwar nur in ihm und sonst nirgendwo. Gott wohnt nicht in einer Theorie oder einem System, sondern im Leib dieses einen Menschen, der von sich sagen durfte: „Wer mich sieht, sieht Gott den Vater." (Joh 10,30; 12,45; 16,15). Verstanden wird dieses Faktum nicht von einer Interpretationsgemeinschaft, sondern von einer Jüngergemeinde, die Jesu Fleisch isst, um sein Leib zu sein.[21]

Die Inkarnationslogik des vierten Evangeliums sprengt die Inkarnationslogik des zeitgenössischen Judentums nicht; sie überbietet, ohne aufzuheben oder zu ersetzen. Wenn „die Juden" sich darüber empören, dass Jesus gesagt habe: „Ehe Abraham ward, bin ich." (Joh 8,57 f.), heißt das: Weil JHWH selbst in Jesus anwesend ist, ist er „*der* Sohn",

---

17 Klaus Berger, Im Anfang war Johannes. Datierung und Theologie des vierten Evangeliums, Stuttgart 1997, 212.

18 „Das Johannesevangelium ist bis zur Monotonie auf Jesus Christus konzentriert. Dass die Jünger in ihm Gott begegnen, ist seine einzige Aussage." (Klaus Berger, Jesus, München 2007, 652).

19 „Logos […] bedeutet Einteilen und die Herstellung von Beziehungen zwischen einzelnen Erfahrungstatsachen, welche die Griechen *hekasta* nannten, Einzigartigkeiten. […] Er bedeutet, Sinn zu verleihen, indem man Dinge miteinander in Beziehung setzt. […] Logos ermöglicht es, das Vielfältige auf die Einheit zurückzuführen – eine Verbindung, die Platon als *desmos* bezeichnet. Logos ist das Gleichgewicht zwischen Ordnung und Unordnung, der Übergang vom Abgetrennten zum Zusammenhängenden […]; es bedeutet, Ordnung in der Unordnung der Welt herzustellen, dem Unbekannten die Möglichkeit einer Definition zu geben und die Mitte zwischen Extremen zu finden." (Lorenzo Perilli, Logos. Theorie und Begriffsgeschichte, Darmstadt 2013, 11).

20 Vgl. Heinz Robert Schlette, Weltseele. Geschichte und Hermeneutik, Frankfurt 1993, bes. 29–123.

21 Vgl. Klaus Berger, Im Anfang war Johannes. Datierung und Theologie des vierten Evangeliums, Stuttgart 1997, 213.

der im Unterschied zu den Königen Israels nicht nachträglich adoptiert worden ist, sondern immer schon zu Gott gehört.

b) Jesus als ‚shekinah' Gottes

Der Monotheismus Israels unterscheidet sich, wie gesagt, dadurch von dem Monotheismus der griechischen Philosophie, dass Gott nicht der Fluchtpunkt aller Abstraktionen, sondern im Gegenteil der „Ich-bin-da" ist. Man kann es noch pointierter sagen: Die Immanenz des Tetragramm-Gottes ist Ausweis seiner Transzendenz. Er ist nicht hier oder dort; dann wäre er ein raumzeitlich definierbarer „Zuständigkeitsgott" oder einer unter vielen Göttern. Er ist aber auch nicht jenseits von Raum und Zeit zu „verorten"; dann wäre er „das Andere" gegenüber allem Innerweltlichen. Der Gott Israels ist weder innerweltlich, noch außerweltlich zu „ver-orten". Er ist gleichzeitig in allem und in allen, ohne mit der Summe alles Seienden identisch zu sein. Das war die Mose vor dem brennenden Dornbusch vermittelte Urerfahrung des Exodus-Volkes: JHWH ist mächtiger als alles, was andere Völker mit ihren vielen Göttern für mächtig halten; und doch zugleich ganz nah, herabgestiegen in sein Volk, vermittelt anwesend in Gestalt der beiden Bundestafeln. Die Israeliten verwenden für dieses Zugleich von Transzendenz und Immanenz das Wort „shekinah", das so viel wie „Einwohnung" meint: Gott ist da, ohne an einen Ort oder eine Zeit gebunden zu sein. Die „shekinah" Gottes unter den Menschen ist das Sinnziel der Schöpfung und deshalb auch so etwas wie ein Vorausbild des Ereignisses der Inkarnation. Der christliche Glaube an die Menschwerdung Gottes steht ganz in der Linie alttestamentlich-jüdischer Erwartung. Dass Gott aus Liebe zu seinem Volk vom Himmel herabgestiegen ist, dass er sich auf der Erde den niedrigsten Platz ausgesucht und seine Unendlichkeit auf einen kleinen Raum in der Welt beschränkt hat, dass er arm und demütig auf seine Ehre verzichtet, den Menschen Sklavendienste geleistet und schließlich auf reale Weise am tiefsten Leid seines Volkes teilgenommen hat: das alles kann der jüdische Glaube von Gott sagen.[22] Allerdings bleibt zwischen diesen jüdi-

22 Vgl. Peter Kuhn, Gottes Selbsterniedrigung in der Theologie der Rabbinen (StANT 17), München 1968, 103–108.

schen Aussagen über das Herabsteigen Gottes einerseits und dem christlichen Inkarnationsglauben andererseits doch ein gravierender Unterschied. Nichtchristlichen Juden ist es unmöglich, *einen Menschen mit dem Namen JHWHs zu identifizieren*. Juden weigern sich, von dem Menschen Jesus zu sagen, er sei für immer das Dasein Gottes in Schöpfung und Geschichte.

Allerdings gibt es im gesamten NT keine einzige Aussage, die den Rahmen des zeitgenössischen jüdischen Denkens sprengt. Wenn das vierte Evangelium Jesus die Worte zuschreibt „Ich und der Vater sind eins" (Joh 10,30), dann behauptet er lediglich, dass Jesus die Epiphanie der Wirkmacht JHWHs ist. Von einer Sprengung des jüdischen Monotheismus kann keine Rede sein. Die jüdische Mystik ist durchgängig bestimmt von der Erfahrbarkeit des Göttlichen in der Weisheit, Prophetie oder Heilkraft bestimmter irdischer Gestalten.[23] Das Lukasevangelium spricht von dem Erscheinen der Kraft des Elias in dem Täufer Johannes (Lk 1,17). Jesus hingegen ist nicht nur die Epiphanie eines Propheten oder einer göttlichen Eigenschaft, sondern unendlich viel mehr, nämlich das Erscheinen der Kraft des Weltschöpfers (Joh 1,3).[24] Klaus Berger kommentiert: „Der Täufer ist nur ein Mensch

---

23 „Inkarnation ist die Grunderfahrung des Christentums. Sie besteht in dem unbestreitbaren Auftreten Jesu als einer massiv wirkmächtigen (‚vollmächtigen') Gestalt, deren ‚Macht' des Wortes, der Heilung und des Exorzismus die Frage nach dem ‚woher' stellen lässt. Die christliche Antwort ist von Anfang an die, dass Jesus in irgendeiner Weise mit einer himmlischen Gestalt (Messias, Sohn Gottes, Menschensohn) identisch ist. […] Eine ganze Reihe früherer Texte zeigt, dass derartige Vorstellungen auch zu Jesu Lebzeiten bekannt waren. Was bei Jesus zusammenkommt, ist: Ein realer Mensch aus Fleisch und Blut (Jesus) wird (von sich selbst und anderen) mit der himmlischen Gestalt eines göttlichen Gesandten oder Repräsentanten (Menschensohn, Logos, ‚Herr', usw.) identifiziert. Dieses Zusammentreffen vorgegebener, schon verknüpfter Vorstellungen (Messias, Menschensohn, entrückter Gerechter) mit der Erfahrung einer realen menschlichen Person (Jesus von Nazareth), an der man epiphan Gottes Vollmacht sehen, hören und befreiend und heilend erleben kann, führt zur Rede vom ‚Fleisch' Christi. ‚Fleisch' ist dabei der Ort der Erscheinung der Offenbarung." (Wichard von Heyden, Doketismus und Inkarnation. Die Entstehung zweier gegensätzlicher Modelle der Christologie, Tübingen 2014, 475).

24 „Jesus ist mehr als Jona (Mk 4,35–41), mehr als Elija-Elischa (5,21–43), mehr als Elischa und Mose (Mk 6,32–44). Der Höhepunkt der Klimax folgte dann in der Seewandelerzählung (Mk 6,45–52)." (Rudolf Pesch, Das Markusevangelium, Teil I. 1,1–8,26 [HThK NT II/1], Freiburg 1976, 356). Denn in dieser Erzählung identifi-

(Joh 1,6), Jesus dagegen ist Ort Gottes, durch ihn ist alles geworden. So sind die Größendimensionen von Anfang an klar.“[25] Das vierte Evangelium erklärt den Täufer durchgängig als den Komparativ, dessen Superlativ Jesus Christus ist. Der Täufer ist zwar auch ein Gesandter Gottes (Joh 1,6); aber Jesus ist *der* Sohn. Der Täufer verspricht die Reinigung von den Sünden; aber Jesus *ist* das Lamm, das die Sünden selbst hinwegnimmt. Der Täufer predigt im Namen Gottes; aber Jesus *ist* Gottes Wort. Der Täufer gibt Zeugnis für das Licht; aber Jesus *ist* das Licht. Und schließlich – in einer Art Zusammenfassung: „Johannes legte Zeugnis für ihn ab und rief: Dieser war es, über den ich gesagt habe: Er, der nach mir kommt, ist mir voraus, weil er vor mir war.“ (Joh 1,15).

Viele Exegeten können mit der Erzählung von der Verklärung des vorösterlichen Jesus auf dem Berge Tabor wenig anfangen. Diese Erzählung würde aus ihrer Sicht in die späte Christologie des Johannesevangeliums, nicht aber dahin passen, wo sie zu finden ist: in der Mitte des wahrscheinlich ältesten Evangeliums nach Markus (9,2–9). Man ignoriert, was im zeitgenössischen Judentum die mystische Erfahrung der metaphysischen Ebene alles Wirklichen und das besagte Erscheinen der göttlichen in der irdischen Wirklichkeit ist. Statt die Verklärungsszene des Markusevangeliums als christologische Schlüsselszene zu entdecken, sprechen viele Exegeten von einem vorösterlichen Fremdkörper. Jedenfalls wird die Verklärungsikone der Ostkirche dem biblischen Text ungleich gerechter als neunzig Prozent der westlichen Exegese. Diese Ikone hebt den irdischen Jesus nicht auf eine überirdische Ebene, sondern zeigt, wie der trinitarische Gott – durch drei ineinander verschlungene Dreiecke mehr angedeutet als dargestellt – in dem Menschen Jesus „aufleuchtet“ bzw. offenbar wird. Will sagen: Jesus ist nicht bloß das Erscheinen eines Propheten, sondern die Anwesenheit Gottes selbst.

---

ziert Jesus sich durch das „Ich bin es“ mit dem Gott, der über den Wassern (Sinnbild der Chaosmächte) schreitet. „Zwar kann jedes Wunder als Epiphanie verstanden werden, und epiphaniale Züge sind in den Wundergeschichten je nach deren Thema und Konzeption verschieden stark ausgeprägt, aber ‚Epiphanien im engeren Sinn liegen dann vor, wenn die Göttlichkeit einer Person nicht nur an ihren Auswirkungen oder Begleiterscheinungen, sondern an dieser Person selbst erscheint‘; dies ist in Mk 6,50 der Fall, wo ein Selbstoffenbarungswort vorliegt.“ (Ebd., 358).

25 Klaus Berger, Im Anfang war Johannes. Datierung und Theologie des vierten Evangeliums, Stuttgart 1997, 155.